

FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

№ 16



Honoré de Balzac
Cousine Bette

Aus dem Französischen
und mit Anmerkungen versehen
von Nicola Denis

Mit einem Vorwort
von Éric Vuillard



Matthes & Seitz Berlin

VORWORT

Cousine Bette ist eine grauenvolle Geschichte. Dabei erzählt Balzac sie ohne Schatten oder grelles Licht, ohne einem literarischen Taschenspielertrick zu verfallen. Er macht sie zu *unserem* Abenteuer, zu *unserer* Geschichte. Und vielleicht hat er Recht: Bestechung, hehre Gefühle, auf puren Eigennutz reduzierte, lukrative Geschäfte, die Sexualität alter weißer Männer, das brave Ladenbesitzerdasein, Ersparnisse und Geldmittel, die in Eskapaden fließen, all das ist durchaus real und Teil *unserer* Welt. Aus diesem Grund hat sich die moderne Literatur von der Hymne abgewandt, sie verherrlicht nicht mehr, sie ist auf die Erde herabgestiegen und besingt mit schriller, schneidender Stimme unsere Verwandlung in Kakerlaken.

Am Anfang bezeichnete das Wort *Prosa* die schlichte, direkte, alltägliche Rede. Diese abwertende Bedeutung katapultierte sie ins Zentrum sämtlicher sprachgeschichtlicher Debatten: Der Vulgärsprache fehle die Würde des Lateinischen, die Alltagssprache sei unzugänglich für jede Poesie, und eine allzu direkte Sprache könne nicht durchdacht sein. Doch seit Luther weiß man, dass das große Wort, das Wort Gottes, nicht nur auf Lateinisch, seit Whitman, dass die Poesie nicht nur in Versen spricht. Seit Balzac schließlich weiß man, dass die Messe der Wirklichkeit nur in Prosa spricht, weil die Prosa uns ernüchtert. Allein der Titel *Menschliche Komödie*, den er seinem Gesamtwerk gab, signalisiert, dass es eine Wahrheit über die irdischen Dinge auszusprechen gilt, eine schonungslose Wahrheit über die Welt.

Bedeutet modern sein nicht, dass der banale Bürotag eines Angestellten ebenso erzählenswert ist wie die Gesänge Homers?

Das entsprach im Grunde dem Vorhaben von Joyce. Denn wäre das Leben Leopold Blooms oder das der Cousine Bette des Besingens weniger würdig als die Abenteuer des Ajax, könnten es die Geschehnisse im Leben eines kleinen Angestellten oder einer alten Jungfer nicht mit den Irrfahrten des Odysseus aufnehmen, gäbe es definitiv keine literarische Demokratie: Die Literatur bliebe ein wohlgehütetes, der Hymne geweihtes Erbstück.

Wenn man aber im Gegenteil darauf setzt, dass das Leben einer alten, gehässigen Cousine ebenso interessant ist wie die Tragödie Phädras, ja vielleicht sogar interessanter, weil es dem anderer Frauen und Männer gleicht, dem unserer Nachbarn, unserer Freunde und unserem eigenen, weil es *leibhaftig* ist, dann kann man *Cousine Bette* im Sinne Nikolai Gogols lesen: Der Roman *Tote Seelen*, der das bissige Porträt des Provinzlebens in Russland zeichnet, Schäbigkeit, die Gier, die Armseligkeit der Honoratioren, den morastigen Untergrund des Gesellschaftslebens, trägt im Untertitel die Bezeichnung *Poem*. Womöglich meint ein Poem ebenjenes große, beständige Ringen um Wahrheit.

Als Roman leitet *Cousine Bette* ein neues Verhältnis zur Wahrheit ein. Ein bedingungsloses Verhältnis. Balzac schildert hier eine Begebenheit aus dem Gesellschaftsleben, die um so greifbare Sorgen kreist, dass man es fast mit der Angst zu tun bekommen könnte, wenn es nicht zum Lachen wäre. Der Roman beginnt mit der Beschreibung eines feisten Zeitgenossen in Hauptmannsuniform mit rötlicher Gesichtsfarbe und den Manieren eines Handlungsreisenden. Das exakte Gegenteil von Achilles. Und Balzac setzt gleich noch eins drauf: »An diesem Nimbus, mit dem der im Handel erworbene Reichtum alle zur Ruhe gesetzten Ladenbesitzer umkränzt, erriet man einen Pariser Abgeordneten, mindestens einen ehemaligen Stadtrat seines Arrondissements.« Man weiß sofort Bescheid. Und merkt, dass es kaum noch gemeiner, kaum lebensechter geht. Sobald

der reiche Bürger bei der hübschen Dame eintrifft, geht es um nichts anderes mehr als um Schulden, Rentenpapiere und Sex. Natürlich ist das Bürgertum von heute ein anderes, aber man muss nur einen Blick in die Klatschspalten werfen, muss nur durch die Zeitschriften blättern, um festzustellen, dass sich das Leben im Grunde kaum verändert hat – der Reigen geht weiter. Auch wenn sich die Situation der Frauen zweifellos verbessert hat, zeigen die jüngsten Skandale, die Enthüllungen am laufenden Band, dass wir nicht weit von dem scheußlichen Angebot entfernt sind, das Crevel der ruinierten, flehenden Baronin Hulot gleich im zweiten Kapitel durch die Blume unterbreitet: die Familienkasse mit ihren Reizen zu sanieren, sprich, sich zu prostituieren. Es gehörte einiges dazu, im Jahr 1846 einen Roman derartig schroff zu eröffnen, man wäre froh, wenn die Literatur auch heute noch etwas von dieser Respektlosigkeit hätte.

Gewissermaßen rivalisieren und korrespondieren in der *Comédie humaine* zwei Themen miteinander: Geld und Sex. Seither haben die Sozialwissenschaften dem Schriftsteller weitgehend recht gegeben. Unbestritten zwei handfeste Motive. Das würde heutzutage wohl kaum jemand leugnen. Und doch prangen sie eher selten auf dem Cover zeitgenössischer Werke, so als wollte man trotz der insistierenden Wirklichkeit noch immer einen schamhaften Schleier über die Buchstaben breiten. Balzac aber ist ein Gegengift gegen die Scheinheiligkeit, ein Heilmittel gegen jede literarische Lauheit und Irreführung. Nichts ist so heilsam wie *Cousine Bette*. Wenn Sie noch Illusionen haben über die Situation der Frauen, über das Erbe, die Art Karriere zu machen, über die Kulissen der Politik, die Hintergründe des Rechtslebens, die Familienverhältnisse und das Alter – dann lesen Sie dieses Buch! Sie sehen dort die Löwen des Atlas, die zu recht gekämmt wurden wie die Schoßhündchen einer Marquise, und stellen traurig fest, dass ein Glas voller Tränen nur selten einen Teller Suppe bezahlt.

Cousine Bette ist ein Konzentrat moderner Literatur, ihre bis-sige Prosa ätzt noch den schönsten Lack vom Gesellschaftsleben, ihr atemloser Rhythmus befreit uns von unserer Verblendung, ihre Unverblümtheit torpediert unser Feingefühl und unsere Wunschvorstellungen: Endlich sehen wir klar. Mit den Augen einer armen, diabolischen Cousine, die den lange der alten Jungfer vorbehaltenen, dem Familieninteresse geopfertem Platz einnimmt; mit den Augen derjenigen, die keine Rolle zu spielen, die keinen Wert, keine Mitgift und keine Reize hat, sehen wir der unerbittlichen, schändlichen Wirklichkeit ins Gesicht. Was für ein Buch: Wie es uns wachrüttelt, wie es uns entlarvt! Ein sonderbares Privileg, die Welt mit dem unbarmherzigen Blick einer alten Cousine sehen zu dürfen – eine wahre Roskur! Die Welt hatte kein Erbarmen, keine Nachsicht mit ihr, und so zerstört Bette systematisch ihr ganzes Umfeld. Angeblich soll Balzac ihr Porträt seiner eigenen Mutter nachempfunden haben, da sieht man, in was für eine harte Schule der Realismus gehen musste. Doch auf der Kehrseite des schonungslosen Geständnisses, das er uns preisgibt, auf der Kehrseite jener Welt, die Balzac entblößt und offenbart, hinter jedem gehässigen Adjektiv, hinter jeder grausamen Beschreibung, zwischen den Zeilen seiner vergifteten Dialoge ist in Wirklichkeit die Ergriffenheit das einzige Maß unserer Enttäuschungen, ist unsere Verstörung der Sold unserer Entzauberung. Letztlich liefern allein die Wut der Cousine Bette, ihre unbeugsame Strenge und Verhärtung das chirurgische Werkzeug, mit dem Balzac die Welt operiert und ihre Eingeweide zum Vorschein bringt. Und wenn sich der Körper öffnet, wenn man den Geruch lange genug eingeatmet und auf das eklige Kompott gestarrt hat, gilt es die Ohren zu spitzen – und hinter den familiären Machenschaften, hinter dem hässlichen Plätschern des Gesellschaftslebens vernimmt man plötzlich etwas anderes, eine leise Musik. Diese Musik singt vom Gegenteil der Wut, des Nutzens und der gesellschaftlichen Not-

wendigkeiten, die uns verstümmeln. Und während Balzac uns nichts erspart, spüren wir in seiner unerbittlichen, unsere Illusionen wegreisenden Prosa das Pochen des Herzens unter der erdrückenden Maschine.

Éric Vuillard

Cousine Bette

An Don Michelangelo Caetani, Prinz von Teano

Weder dem römischen Fürsten noch dem Erben des berühmten Hauses Caetani, das etliche Päpste zur Christenheit beisteuerte, ist dieses kleine Fragment einer langen Geschichte gewidmet, sondern dem gelehrten Danteforscher.

Sie haben mir das herrliche Ideengebäude nahegebracht, auf das der bedeutendste italienische Poet sein Gedicht gegründet hat, das einzige, das die Modernen dem Homer'schen entgegenhalten können. Bis ich Sie hörte, erschien mir die GÖTTLICHE KOMÖDIE wie ein unermessliches Rätsel, dessen Lösung noch niemand gefunden hatte, am allerwenigsten die Forscher. Dante auf diese Weise zu verstehen bedeutet, so groß zu sein wie er; doch jede Form der Größe ist Ihnen vertraut.

Ein französischer Gelehrter würde zu Ansehen kommen, einen Lehrstuhl und viele Ordenskreuze ergattern, wenn er in einem belehrenden Buch den Vortrag aus dem Stegreif veröffentlichen würde, mit dem Sie einen jener Abende bezaubert haben, an denen man sich von der Besichtigung Roms erholt. Sie wissen vielleicht nicht, dass die meisten unserer Lehrer Deutschland, England, den Orient oder den Norden besiedeln wie Insekten einen Baum; und wie das Insekt werden sie zu einem Bestandteil von ihm, ziehen ihren Wert aus dem des Sujets. Italien aber ist noch nicht restlos ausgeweidet worden. Man wird mir meine literarische Diskretion niemals zugutehalten. Hätte ich alles von Ihnen aufgenommen, wäre ich nun so gelehrt wie drei Schlegels auf einmal; wohingegen ich ein einfacher Doktor

der Gesellschaftsmedizin bleiben werde, der Tierarzt unheilbarer Leiden, und sei es nur, um meinem Cicerone ein Zeugnis der Dankbarkeit darzubringen und Ihren illustren Namen den Porcia, den San Severino, den Pareto, den di Negro und den Belgiojoso zur Seite zu stellen, die in der MENSCHLICHEN KOMÖDIE jene innige, bewährte Verbundenheit zwischen Italien und Frankreich verkörpern werden, die bereits Bandello, der Bischof und Verfasser tolldreister Märchen, in gleicher Weise im 16. Jahrhundert in jenem herrlichen Novellenband begründete, auf den mehrere Stücke Shakespeares zurückgehen, manchmal sogar ganze Rollen, und zwar wortwörtlich.

Die beiden Skizzen, die ich Ihnen widme, sind die zwei ewiggleichen Seiten desselben Sachverhalts. Homo duplex, sagte unser großer Buffon, ja warum nicht auch: Res duplex? Alles ist doppelt, sogar die Tugend. So führt Molière stets die beiden Aspekte eines jeden menschlichen Problems vor; seinem Beispiel folgend schrieb Diderot eines Tages: DIES IST KEINE ERZÄHLUNG, möglicherweise sein Meisterwerk, wo er die wunderbare Gestalt der von Gardanne geopferten Mademoiselle de Lachaux entwirft, als Pendant zu der des perfekten, von seiner Geliebten getöteten Liebhabers. Meine Erzählungen ergänzen sich also gegenseitig, wie zwei Zwillinge unterschiedlichen Geschlechts. Das ist eine literarische Laune, der man durchaus einmal huldigen darf, namentlich in einem Werk, in dem versucht wird, sämtliche Formen darzustellen, die der Bemäntelung der Gedanken dienen. Die meisten menschlichen Streitigkeiten rühren daher, dass es gleichzeitig Gelehrte und Unwissende gibt, die so veranlagt sind, dass sie immer nur einen Aspekt der Tatsachen oder der Ideen sehen; wobei jeder behauptet, die von ihm erblickte Seite sei die einzig wahre, die einzig richtige. Daher hat die Heilige Schrift dieses prophetische Wort geprägt: Gott überließ die Welt dem Streit. Ich denke, allein diese Passage der Schrift sollte den Heiligen Stuhl dazu veranlassen, Sie mit der Leitung der

beiden Kammern zu betrauen, um der 1814 von der Verordnung Ludwigs XVIII. kommentierten Sentenz zu gehorchen.

Möge Ihr Esprit und die Ihnen eigene Poesie die beiden Begebenheiten der ARMEN VERWANDTEN beschützen.

Ihr ergebenster Diener,

DE BALZAC.

Paris, August–September 1846.

ERSTER THEIL
DER VERLORENE VATER

Um die Mitte des Monats Juli 1838 fuhr eine jener unlängst auf den Pariser Straßen in Betrieb genommenen, *Mylords* genannten Kutschen durch die Rue de l'Université und beförderte einen dicken Mann mittlerer Größe in der Uniform eines Hauptmanns der Nationalgarde.

Unter all den vermeintlich so geistreichen Parisern gibt es solche, die sich in ihrer Uniform für weitaus ansehnlicher halten als in ihrer Alltagskleidung und den Frauen einen so verdorbenen Geschmack unterstellen, dass sie glauben, der Anblick einer Fellmütze und einer militärischen Uniform würde einen günstigen Eindruck auf sie machen.

Die Physiognomie dieses Hauptmanns der zweiten Legion zeugte von einer Selbstzufriedenheit, die seinen geröteten Teint und sein ausnehmend pausbäckiges Gesicht zum Strahlen brachte. An diesem Nimbus, mit dem der im Handel erworbene Reichtum alle zur Ruhe gesetzten Ladenbesitzer umkränzt, erriet man einen Pariser Abgeordneten, mindestens einen ehemaligen Stadtrat seines Arrondissements. Und so fehlte natürlich auch das Band der Ehrenlegion nicht auf der nach preußischer Art schneidig vorgewölbten Brust. Selbstbewusst in eine Ecke der Mylord gelehnt, ließ der ordengeschmückte Mann seinen Blick über die Passanten schweifen, die in Paris auf diese Weise oft ein liebenswürdiges, für abwesende schöne Augen bestimmtes Lächeln empfangen.

Die Mylord hielt in dem Straßenabschnitt zwischen der Rue de Bellechasse und der Rue de Bourgogne vor der Tür eines stattlichen Hauses, das unlängst auf dem Hofstück eines alten

Stadtpalais mit Garten errichtet worden war. Das Palais, das in seiner ursprünglichen Form im hinteren Teil des um die Hälfte verkleinerten Hofes lag, war dabei unangetastet geblieben.

Allein an der Art, wie der Hauptmann die Dienste des Kutschers in Anspruch nahm, um aus der Mylord zu steigen, hätte man den Mann von fünfzig Jahren erkennen können. Es gibt Gesten, deren unverhohlene Plumpheit die Indiskretion einer Geburtsurkunde hat. Der Hauptmann streifte sich seinen gelben Handschuh wieder über die rechte Hand und strebte, ohne ein Wort an den Concierge zu richten, mit einer Miene, die zu besagen schien: »Sie gehört mir!«, auf die Treppe zum Erdgeschoss des Palais zu. Pariser Pförtner haben einen geschulten Blick, sie halten ordengeschmückte, in Blau gekleidete Leute mit schwerfälligem Gang nicht auf; schließlich kennen sie die Reichen.

Jenes Erdgeschoss wurde zur Gänze von Baron Hulot d'Ervy bewohnt, Oberkommissar unter der Republik, ehemaliger Generalintendant der Armee und nun Direktor einer der wichtigsten Verwaltungen des Kriegsministeriums, Staatsrat, Großoffizier der Ehrenlegion und so weiter und so fort.

Dieser Baron Hulot hatte sich nach seinem Geburtsort den Beinamen d'Ervy gegeben, um sich von seinem Bruder zu unterscheiden, dem berühmten General Hulot, Grenadieroberst der Kaiserlichen Garde, den der Kaiser nach dem Feldzug von 1809 zum Grafen von Forzheim ernannt hatte. Der ältere Bruder, der Graf, der sich des jüngeren annehmen sollte, hatte ihn in väterlicher Voraussicht in der Militärverwaltung untergebracht, wo sich der Baron dank ihres doppelten Einsatzes die Gunst Napoleons erwarb und verdiente. Schon 1807 war der Baron Hulot Generalintendant der Armeen in Spanien.

Nachdem er geklingelt hatte, verwendete der bürgerliche Hauptmann große Mühe darauf, seine Kleidung, die unter der Einwirkung eines birnenförmigen Bauchs hinten wie vorne hochgerutscht war, wieder in Ordnung zu bringen. Umgehend